

DAS GEDÄCHTNIS DER TSCHECHISCHEN LINKEN

Nach einem Vierteljahrhundert habe ich dem Drängen meiner Freunde und Kollegen nachgegeben, meine Erinnerungen zu schreiben. Ich habe schließlich eingesehen, dass mein Leben außergewöhnlich bunt war und kapitulierte.

Das Resultat, dieser „bedingungslosen Kapitulation“, die Miloš Hájek hier beschreibt, ist das Buch „Das Gedächtnis der tschechischen Linken“, im tschechischen Original 2011 im Verlag des Prager Instituts für Zeitgeschichte erschienen.¹ „Außergewöhnlich bunt“ war dieses Leben ohne Zweifel: Miloš Hájek, der am 12. Mai 1921 in Dětenice bei Jičín geboren wurde, verstand sich schon als Schüler als Linker. Bald nach der Errichtung des „Protektorats“ wurde er zum überzeugten Kommunisten. Durch jüdische Emigranten kam er in Kontakt mit dem antifaschistischen Widerstand, an dem er sich aktiv beteiligte, u. a. dadurch, dass er Juden gefälschte Dokumente verschaffte und ihnen damit das Leben rettete. Im August 1944 wurde seine Widerstandsgruppe verraten, die Gestapo verhaftete Hájek, ein deutsches Sondergericht verurteilte ihn im März 1945 zum Tode. Der Vollstreckung entging er – wahrscheinlich sehr knapp –, als im Mai 1945 in Prag der Aufstand gegen die Okkupation losbrach.

Nach dem Krieg wurde der gelernte Deutschlehrer Miloš Hájek Historiker und Publizist. Er arbeitete zunächst an der Prager Hochschule für Politik, einer KSČ-Kaderschmiede, in den sechziger Jahren dann im Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften und leitete von 1968 bis 1969 das Institut für die Geschichte des Sozialismus, von dem wichtige Impulse für das reformsozialistische Projekt wie für die tschechische Geschichtsschreibung ausgingen. Als er während der Normalisierungsjahre nicht in den offiziellen Strukturen wirken durfte, gründete er gemeinsam mit Kollegen die bedeutende Samizdatreihe „Historické studie“ (Historische Studien), in der bis 1989 weit über tausend Texte publiziert und verbreitet wurden.

In seinen eigenen wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten hat Hájek sich immer wieder mit der Geschichte der tschechischen Linken wie auch mit der internationalen Geschichte der Arbeiterbewegung befasst, bekannt geworden ist unter anderem seine gemeinsam mit Hana Mejdrová verfasste Geschichte der Dritten Internationale, die auch ins Deutsche übersetzt wurde.²

Der Intellektuelle Hájek ist Zeit seines Lebens ein politisch aktiver Mensch geblieben. Die frühen fünfziger Jahre bezeichnet er selbst als „Höhepunkt seiner stalinistischen Phase“, diese Überzeugung bekam nach Chruščevs Rede auf dem 20. Par-

¹ Hájek, Miloš: Paměť české levice. Praha 2011.

² Ders./Mejdrová, Hana: Die Entstehung der III. Internationale. Mit einem Vorwort von Wolfgang Eichwede. Bremen 1997; Tschechisch: Vznik Třetí internacionály. Praha 2000; Eine erste Version des Buches war bereits 1976 im Samizdat erschienen.

teitag der KPdSU im Jahr 1956 bald erste Risse. Seine persönliche Entwicklung hin zu einer demokratischen Auffassung des Sozialismus führte ihn über mehrere verschiedene Etappen: In den sechziger Jahren engagierte er sich für den Reformsozialismus, wofür er 1970 aus der KSČ ausgeschlossen wurde. Er war Anhänger des Eurokommunismus, später identifizierte er sich mit der Eurolinken. Hájek zählte zu den ersten Unterzeichnern der Charta 77, deren einer Sprecher er 1988 war. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre gehörte er zu den Begründern des Klubs „Obroda“ (Wiedergeburt), einer reformsozialistisch orientierten Bürgervereinigung, die zu einem wichtigen Akteur der Samtenen Revolution vom November 1989 wurde. Die Integration der „Obroda“ in die tschechische sozialdemokratische Partei ČSSD, für die sich Hájek als ihr Vorsitzender stark gemacht hatte, sieht er heute als Höhepunkt seiner politischen Laufbahn an.

Miloš Hájek erhielt 1996 für die Rettung von Juden während der Protektoratszeit vom Staat Israel die Auszeichnung „Gerechter unter den Völkern“.

Das „Gedächtnis der Linken“ ist ein eindrucksvoller und durchaus selbstkritischer Rückblick nicht nur auf eine individuelle Biografie, sondern auch auf die Geschichte einer Generation, die sich nach der Erfahrung von Krieg und Okkupation leidenschaftlich mit dem kommunistischen Projekt identifizierte.

Im Folgenden drucken wir die deutsche Übersetzung des Kapitels ab, in dem Miloš Hájek die Zeit seiner Haft, seine Verurteilung zum Tode und die Befreiung am 5. Mai 1945 schildert.

Miloš Hájek

DIE HAFT

Mein erster 21. August

Mitte August 1944 kehrte ich aus Libáň nach Prag zurück. Jašas Ankunft hatten wir für Freitag, den achtzehnten, vereinbart. Jarda und ich holten ihn vom Masaryk-bahnhof ab, begleiteten ihn fast bis nach Hause (er wohnte in der Žitná Nr. 8) und verabredeten für den Nachmittag ein Treffen auf dem Karlsplatz. Jaša kam nicht. Nachdem wir ziemlich lange gewartet hatten, versuchten wir es von einer Telefonzelle aus bei ihm. Es war die Zimmerwirtin, die ans Telefon kam und meinte: Er ist da, aber gerade im Bad. Am besten Sie kommen selbst her ... Wer spricht? Sie sind doch nicht von der Švehla-Schule ... Uns war klar, dass die Gestapo in der Wohnung war. Von dem Gespräch dann mit Jarda sind mir nur zwei Dinge im Gedächtnis geblieben: Wir machen weiter, die Verbindung zu den Zellen liegt nur noch in unser beider Hände, Jarda hat die Möglichkeit, auch Alex aufzusuchen. Dass wir durch Jašas Verhaftung (die nicht einmal hundertprozentig feststand) gefährdet waren, taten wir einfach ab. Ich: Irena, Fají und Alena haben mich nicht verraten – was hatte ich also zu befürchten? Jarda: Er kennt ja nicht einmal meinen Namen!

Wir trennten uns, ich ging zum Übernachten zu Vlasta und kehrte am Sonnabendnachmittag nach Hause zurück. Meine Mutter begrüßte mich mit den Worten „Es war jemand von der Švehla-Schule da“. Das machte mir Hoffnung, dass Jaša ihnen entkommen war und jemanden mit einer Nachricht zu mir schickt.

Am Sonntag machten wir – Vlasta, Míla und ich – einen Ausflug, wir badeten bei Radotín in der Berounka und freuten uns über die OKW-Meldung, die Truppen von Saint-Malo seien „in die Geschichte eingegangen“.

Am Abend ging ich mit Míla zu uns, mein Vater feierte seinen 52. Geburtstag, wir hörten London, die Amerikaner hatten Orléans erobert.

Am Montag, 21. August, sollte ich mich mit Jarda treffen, schickte aber Míla hin und wartete auf den Herrn von der Švehla-Schule. Zu Mittag, meine Mutter tat gerade die Pflaumenknödel auf, klingelte es. Mutter sah aus dem Fenster und meinte, das sei er. Ich ging öffnen und bat ihn herein. Er erklärte: „Ich bin von der Polizei und habe Befehl, Sie vorzuführen“. Ich wollte mich anziehen – ich hatte nur kurze Hosen an –, aber er meinte: „Kommen Sie, wie Sie sind, vielleicht ist es schnell erledigt“. Einen Moment lang dachte ich, er sei von der Protektoratspolizei (wer glaubt schon, dass ein Gestapomann, der mich am Sonnabend nicht zu Hause angetroffen hat, sich nicht in die Wohnung setzen und auf mich warten würde?), als sich uns an der Ecke aber ein weiterer Mann anschloss und mich beim Arm nahm, da wusste ich, was die Stunde geschlagen hatte. Der erste hieß Dolejší, der zweite Panenka.

Sie setzten mich ins Auto, Panenka und der Fahrer bewachten mich, Dolejší ging die Wohnung durchsuchen. Er fand nichts. Zwar hatte ich Blanko-Formulare mit dem Stempel einer gewissen kommunalen Behörde im Haus, aber die steckten in

unaufgeschnittenen Büchern in einem Bücherschrank mit zweitausend Bänden. Das konnte niemand in einer halbstündigen Hausdurchsuchung bewältigen.

Als der Wagen am Museum vorbeifuhr und wir uns der Petschekbank¹ näherten, fielen mir die Worte eines Schwurs ein, wohl von sowjetischen Partisanen: „Sollte ich aus Schwäche zum Verräter werden, will ich durch die Hand meiner Genossen sterben.“ Ich sagte mir: „Genosse Stalin, Genosse Dimitroff, ich werde nicht versagen.“

Sie brachten mich in den Raum 420 und fesselten mir die Hände auf dem Rücken. Bald darauf kam Zander, dem sie Meldung machten:

„*Miloš Hájek ist da*“.²

– *Komm her, kennst du diese Stempel?*

– *Nein.*

Ein Faustschlag ins Gesicht. Sie brachten Jaša. Er sagte: Miloš Hájek. Ich: František Lamač. Jaša begann zu erklären, woher wir uns kannten (wie wir das schon früher vereinbart hatten). Zander schleuderte ihn gegen den Schrank. Dann sagte Jaša aus, dass er mir die Stempel gegeben habe. Ich: Aber ich wusste nicht, was in dem Päckchen ist.

Zander: „*Und den Jarda kennst du?*“ Ich schluckte. „*Jarda Rychlý!*“. Sie brachten ihn. Ich sah, dass es schlimm stand. Wie hatten wir auffliegen können? Jaša wusste doch nicht einmal, wie Jarda heißt. Sie führten Jarda ab. Dann Jaša.

– *Wo warst du in der Nacht von Freitag zu Samstag. Sprich nicht von einer Hure! Wie heißt dein Mädels?*

– *Habe keins.*

– *Die Vlasta, die Halbjüdin von Veitsberg!*

– *Und wo ist der Pažout?*

Mir drehte sich der Kopf.

– *Ich weiss nicht.*

– *Lüg nicht. Du weißt es.*

Und hier entschlüpfte mir ein verhängnisvoller Satz: Bei uns hat er heute nicht übernachtet.

Die anderen gingen, und Zander fing an, mit der Peitsche auf mich einzuschlagen. „Wo ist der Pažout?“ Es war ein Uhr durch, bis vier hätte Míla bei uns sein sollen. Bald verspürte ich einen Druck im Schließmuskel. Ich sagte mir, das passt ja zur Rolle des Feiglings, und schiss mir in die Hosen. Zander ließ bald danach ab.

Einer der Tschechen führte mich zur Toilette und danach ein Stockwerk höher. Auf dem Gang kam uns ein Schlägertyp entgegen, dem mein Begleiter zuwarf: „Ich bringe dir Arbeit!“. Der kicherte nur. Man setzte mich auf einen Stuhl und schaltete einen Scheinwerfer ein. Ich machte mich darauf gefasst, mit dem Scheinwerfer gefoltert zu werden, wurde aber nur fotografiert.

Dann brachten sie mich wieder in Zanders Büro. Smola kam: „Weißt du, ich bin nicht von dieser Behörde hier, aber ich habe ein Interesse, dass das untersucht wird. Du wirst doch nicht irgendwelche Juden decken. Hat man dich geschlagen? Ich hätte

¹ Im Gebäude der ehemaligen Petschekbank befand sich während der deutschen Besetzung die Gestapoleitstelle, hier wurden Gefangene verhört und gefoltert.

² Deutsche Textstellen im Original sind kursiv gesetzt.

das nicht gemacht. Wir verhaften deinen Vater, deine Mutter und deine Schwester, heute Abend kannst du sie in Pankrác sehen.“

Gegen Abend wurde ich in den Gefängniswagen geladen und nach Pankrác gebracht. Es war eine Erleichterung, von der Petschekbank wegzukommen. Als ich allerdings am Tor der Institution mit dem Namen *Polizeigefängnis in Prag* einen SS-Mann erblickte, kamen mir Langhoffs Moorsoldaten in den Sinn. Zusammen mit weiteren „Zugängen“, einer von ihnen war Jany, musste ich mich mit dem Gesicht zur Wand aufstellen. Als ich mich umblickte, erhielt ich zusammen mit ein paar Ohrfeigen die Ermahnung, nur die Wand anzusehen. Wir standen schon ziemlich lange, als ein dicker SS-Mann hereinkam und brüllte: „Lebovič!“ Jany trat vor. „Hier.“ „Bist du Jude?“ „Ja.“ Er begann, ihn mit Schlägen ins Gesicht zu traktieren und brüllte: „Was? Ein Stinkjude bist du!“

Nach noch längerem Stehen merkte ich, wie mir schwarz vor Augen wurde. Als ich wieder zu mir kam, lag ich am Boden; den Schlag gegen den Kopf bekam ich zunächst gar nicht mit, es war angenehm, auf den kalten Steinfliesen zu liegen. Direkt vor meinen Augen sah ich ein Paar SS-Stiefel und erwartete einen Tritt ins Gesicht, hatte aber nicht die Kraft aufzustehen. Sie riefen einen Hausarbeiter³ mit einem Eimer Wasser, der wollte ihn über mir ausgießen, aber der SS-Mann sagte: „Nein, bloß mit der Hand.“ Er wollte keine Pfütze haben. So spritzte mir der Häftling nur etwas Wasser ins Gesicht, und ich wurde wieder an die Wand gestellt. Kurz darauf wurde ich erneut ohnmächtig, dann ließ man mich sitzen.

Gegen acht Uhr wurde ich in die Zelle 10 im Erdgeschoss geführt. So begann mein zweieinhalbmonatiger Aufenthalt im Gestapo-Gefängnis von Pankrác.

Weitere Verhaftungen

In den ersten zwei Wochen brachten sie mich fast täglich in die Petschekbank. Ich wurde nicht mehr verhört, sondern saß den ganzen Tag im „Kino“ oder dem „U-Boot“, oft auch stundenlang in der „Vierhundert“. Die Atmosphäre dort muss ich nicht beschreiben, das konnte Fučík besser. Ich lernte Arnošt Weidner, Líza Švarcová, Dušan Sova, Polizeidirektor Jašek kennen – von ihnen allen hat nur Hana Šuseřová überlebt. Wenn ich heute an die „Vierhundert“ zurückdenke, ist mir wieder diese unglaubliche Atmosphäre gegenwärtig, die sich niemand vorstellen kann, der nicht etwas Ähnliches erlebt hat. Damals jedoch waren das Gefühle eines Menschen unter dem Damoklesschwert: Werden sie mich gleich verhören? Wen holen sie heute noch?

Am Mittwoch, 23. August, holten sie Vlasta. Man konnte ihr nichts nachweisen, außer dass sie die Tochter von Kurt und Marie Baran ist, Halbjüdin und meine Freundin. Das reichte nicht für einen Prozess, aber genügte für Auschwitz. Einen Schock bekamen wir, als wir am Sonnabend, 26. August, Míla im Gefängniswagen sitzen sahen. Kurz darauf flüsterte mir Arnošt Weidner zu: „Míla ist auf der Straße mit einem ‚Vávrovec‘ geschnappt worden.“ (Dieser Vávrovec war der Gestapo-

³ „Hausarbeiter“ war der hier übliche Begriff für Häftlinge die im Gefängnis Hilfsdienste verrichteten.

Spitzel Navrátil).⁴ Sobald Míla nämlich erfahren hatte, dass Jaša, Jarda und ich verhaftet sind, war er zu „Pepík“ nach Brünn gefahren. Der machte mit ihm für Freitag, 25. August, ein Treffen in Prag aus. Als sie auseinandergegangen waren und Míla konspirativ auf eine anfahrende Straßenbahn aufspringen wollte, überwältigten ihn zwei Gestapo-Männer von hinten und legten ihm Handschellen an. In der Hoffnung, dass sie ihn nicht kriegten, hatten wir manches auf ihn abgewälzt. Zander schlug ihn brutal zusammen und wollte Sachen aus ihm herausprügeln, von denen Míla überhaupt nichts wusste. Deshalb sagte er ihnen letzten Endes gar nichts und spielte den Dummen, der sich nur vor der Arbeit im Reich drückte. Einmal brachte er Zander zur Weißglut: „Weißt du, dass du mit der KPČ in Verbindung gewesen bist?“ „Bitte, Herr Kommissar, was ist die KPČ?“

An diesem Tag wurde ich zu Zander geführt und saß eine Weile in seinem Büro. Auf dem Tisch lag ein Blatt, das bei jeder Verhaftung ausgefüllt wurde, und ich konnte den Namen Georg Preininger entziffern. Später in der „Vierhundert“ saß unter uns einer, den ich bis dahin noch nicht gesehen hatte. Aus den Bemerkungen eines Gestapo-Manns schloss ich, dass er aus unserer Gruppe ist. Ich fragte Jarda: „Ist der von uns?“ „Ja.“ „Jirka?“ Ich wusste, dass wir einen gewissen Jirka in den Avia-Werken hatten. Sie schlugen ihm mit einem Kabel auf die Fußsohlen, er brüllte „Ihr Faschistenschweine“, hielt aber stand. So lernte ich den Menschen kennen, der länger als ein Jahrzehnt mein Freund sein sollte.

An dem Tag kam Smola zu Jirkas Mutter: „Ihr Sohn wurde verhaftet und schon zum ersten Mal verhört.“ Er probierte aus, ob Jirkas Schlüssel wirklich die von seiner Wohnung sind. Es passten nicht alle, aber Frau Preiningerová kannte sie und reagierte geschickt. Im Weggehen steckte Smola sich Jirkas Tabaksdose ein.

In der zweiten Woche meiner Aufenthalte in der Petschekbank setzte Zander ein Protokoll mit mir auf. Zwei seiner Sätze sind mir im Gedächtnis geblieben: „Ihr rotes Gesindel. Wir werden euch alle an die Wand stellen, wir werden euch mit Stumpf und Stiel ausrotten!“ Als er den letzten Satz fertigdiktiert hatte, in dem ich erklärte, dass ich mir meiner illegalen Tätigkeit bewusst sei, die sehr hart bestraft werde, fügte er hinzu: „Das ist nur die Todesstrafe.“ Ich nahm das nicht ernst und dachte, der droht nur. Über die Paragraphen der Anordnung des Reichsprotektors zerbrach ich mir nicht den Kopf, ich rechnete einfach Verhaftung = Mauthausen = Tod. (Bei der Verhaftung war mir allerdings durch den Kopf geschossen, dass die Unterstützung von Juden mit dem Tode bestraft wird. Deshalb hatte ich abgestritten, die wahren Namen von Jaša und Jany zu kennen). Ich glaubte Zanders Worten daher nicht, dennoch sang ich im Gefängniswagen auf dem Weg nach Pankrác „La jeune garde“ und weiß noch heute, welches Gefühl die Verse „tant pis si notre sang arrose les pavés sur notre chemin /Mag unser Blut das Pflaster auf unserem Weg tränken“/ in mir auslösten.

Zwei Wochen lang brachte man mich fast täglich in die Petschekbank. Beim letzten Mal, am Sonnabend, 2. September, holte mich Smola aus dem „Kino“ heraus und

⁴ Der Begriff „Vávrovec“ bezeichnete in der konspirativen Sprache der illegalen KSČ Mitglieder einer angeblichen militärischen Widerstandsgruppe VRV, de facto einer Tarnorganisation der Gestapo.

zeigte mir die Warnung vor einigen Gestapo-Spitzeln. „Das wurde auf deiner Maschine geschrieben, wer hat dir das gegeben, wem hast du das gegeben?“. Ich hatte sie von Jaša bekommen, mehrere Male abgetippt und verteilt. Ich antwortete: „Das habe ich von Lamač gekriegt und mit einem Durchschlag abgeschrieben. Einen habe ich ihm gegeben, den anderen verbrannt.“

Sie fuhren mich nach Pankrác, holten mich aber bald darauf in die Wachstube. Dort waren schon Zander, Jaša und Alex. Zander begann, mit dem Knüppel auf mich und Jaša einzuprügeln, er zeigte uns den „Předvoj“⁵ mit dem Text dieser Warnung und brüllte: „Ich will wissen, wie das in diese illegale Zeitschrift gekommen ist!“ Wir blieben jeder bei unserer Aussage. Er drosch auf uns ein, mehr auf Jaša als auf mich, denn in seiner antisemitischen Verblendung war er überzeugt, dass das „*Juden-schwein*“ der Schuldige ist. Den Text hatte ich über Vojta an den „Předvoj“ weitergegeben. Deshalb packte mich das Grauen. Nachdem Zander zwei Knüppel auf uns kaputtgeschlagen hatte, ließ er ab.

Der Rest des Wochenendes war für mich allerdings schlimm. Ich wusste, was auf dem Spiel stand, und rechnete mit einer Fortsetzung. Ich war, sogar im Deutschen, so sehr von der Militärterminologie durchdrungen, dass ich mir ständig wiederholte: „*Dein Frontabschnitt steht hier.*“ Vorerst war die Schlacht aber vorbei, sie hatte mit dem Zerschlagen der beiden Knüppel geendet.

Das schlimmste Erlebnis während meines Aufenthalts im Gestapo-Gefängnis von Pankrác stand mir allerdings noch bevor. An einem Sonnabend Mitte September, alle zum Verhör Bestimmten waren bereits auf dem Weg in die Petschekbank, wurde ich aus der Zelle geholt und in eine Gruppe von Menschen eingereiht. Man brachte uns in eine unbekannte Richtung. Als ich mich umblickte, sah ich hinter mir meinen Vater. Und dann erkannte ich in der Frau vor mir meine Mutter. Zander und Smola hatten zwar angekündigt, dass meine Eltern verhaftet werden, aber da der Koffer mit Mutters Schrift regelmäßig angekommen war, hatte ich gedacht, dass alles in Ordnung ist. Ich hoffte, dass man sie freilassen wird, aber jeder mit Jarkas Schrift adressierte Koffer war eine bittere Enttäuschung.

An diesem Sonnabend im September sah ich meinen Vater zum letzten Mal.

Zelle 10

Zweieinhalb Monate verbrachte ich in Zelle 10; sie lag im Erdgeschoss, mit Fenster nach Norden. Meine Mithäftlinge waren der etwa fünfzigjährige František Theimer und der etwa dreißigjährige Pepík Goldschmied.

František war Oberbuchhalter einer Genossenschaftsbank oder Sparkasse in Přelouč, ein politischer Häftling. Nach dem, was er erzählte, war er nur verhaftet worden, weil er sich vor einem Provokateur oder jemandem, der ihn dann bei der Gestapo anzeigte, geäußert hatte. Pepík war ein Schieber, aber von allen Leuten dieser Sorte, denen ich in Pankrác begegnete, als Mithäftling am sympathischsten. Er war schon durch mehrere Konzentrationslager gegangen und gab wertvolle Erfahrungen an mich weiter, die ich zum Glück (oder zum Unglück?) später nicht brauchte.

⁵ „Předvoj“ (dtsch. Vorhut), kommunistische Widerstandsgruppe und Name ihrer illegalen Zeitschrift.

Als die Verhöre abgeschlossen waren, passte ich mich dem Dasein hinter Gittern langsam an. Bald stellte sich jedoch der Hunger ein, den keiner ermessen kann, der ihn nicht erfahren hat. Zwar war das Nichtstun von morgens bis abends langweilig, aber besser als die Transporte in die Petschekbank. Wir verkürzten uns die Zeit mit politischen Debatten, Tischfußball mit Münzen und Unterhaltungen. Vor allem ich erzählte Bücher nach, aber auch Theaterstücke und Filme. Pepík und František mochten einander nicht, sie zügelten jedoch ihre Abneigung. Wie tief diese ging, erfuhr ich erst, als wir nur noch zu zweit in der Zelle waren.

Die Tage meines Aufenthalts bei der Gestapo fielen zusammen mit dem großen Vorrücken der Alliierten. Paris war gefallen, Rumänien kapitulierte, in der Slowakei brach der Aufstand aus, Bulgarien, ganz Frankreich und Belgien wurden befreit. Das alles war in den Wochen geschehen, in denen ich in die Petschekbank gebracht worden war, die „Vierhundert“ war eine zuverlässige Nachrichtenquelle. Danach waren wir allerdings auf Gedeih und Verderb dem Trommelfeuer der Pankrácer Gerüchte ausgesetzt.

Am Tag meiner Verhaftung begegnete ich diesem Phänomen zum ersten Mal. Schon kurz nachdem ich in die Zelle gekommen war, fiel die Frage, welche Neuigkeiten es von den Fronten gibt. Am Abend zuvor hatte London die Einnahme von Orléans gemeldet, aber ich dachte nicht daran, vor Fremden das Abhören ausländischer Sender zuzugeben, deshalb informierte ich gemäß dem letzten OKW-Bericht: „Die Amerikaner stehen vor Orléans“. Darauf reagierte František mit den Worten: „Da wissen wir mehr, sie haben schon Paris eingenommen.“

Im September kursierte dann die Nachricht, sie hätten Dänemark befreit und stünden 16 km vor Berlin. Zwar nahm ich das mit Zurückhaltung auf, aber die Alliierten rückten damals so schnell vor, dass mir die Nachricht nicht hundertprozentig ausgeschlossen schien. Eine reale Vorstellung von der Lage an den Kriegsschauplätzen erhielt ich von Evžen Šesták, einem Mitglied des „Předvoj“, der in jener Zeit verhaftet worden war und in die Nachbarzelle kam. Als ich später ins Gerichtsgefängnis verlegt wurde, wo es wenigstens einmal pro Woche eine Zeitung gab, beschloss ich, nichts zu glauben, was ich nicht selbst in der Zeitung sah.

Die Entstehung dieser Gerüchte wäre eine fachliche Analyse wert. (Ich weiß nicht, ob sich jemand damit beschäftigt hat.) Es gab Häftlinge, vor allem Diebe, Schieber und Arbeitsbummelanten, die sich einfach Sachen ausdachten, häufig ohne auch nur die Landkarte richtig zu kennen. Eine große Rolle spielte aber die bewusste oder unbewusste Zuflucht zu Illusionen. Im Gerichtsgefängnis lernte ich Ingenieur Tschauder aus České Budějovice kennen, den Inhaber einer Fahrschule, der verhaftet worden war, weil er Gefangenenfamilien unterstützt hatte. Er prophezeite stets, der Krieg werde binnen eines Monats vorbei sein. Einmal sprach ich ihn an: „Ingenieur, Sie waren im ersten Weltkrieg als Offizier an der Front. Sie haben doch eine Vorstellung davon, wie schnell eine Offensive vorrücken kann. Meiner Ansicht ist das Ende des Krieges im Mai real, frühestens im März. (Das war nicht meine eigene Einschätzung, sondern ich hatte sie Ende August aus dem Mund von Vetiška und Weidner gehört, als ich neben ihnen im Gefängniswagen saß. Sie reagierten damit auf das Gerücht von der Kapitulation Ungarns und das prophezeite Ende „bis zum

Sankt Wenzels-Tag“.⁶ Tschauer blickte mich gutherzig an: „Bis Mai oder März ist es für mich zu lange, Lehrer. Also habe ich mir gesagt: bis Nikolaus. Weil das nicht gepasst hat, sage ich heute: bis Weihnachten. Wenn das nicht passt, dann eben bis Lichtmess. Irgendwann wird es schon passen.“ So begegnete mir zum ersten Mal das Phänomen, dass die Menschen sich nicht nach der Wahrheit, sondern nach Trost sehnen. (Diese Formulierung las ich erst viel später.) Ich selbst gehöre zu der Minderheit, die die Wahrheit wissen will. Den Trost schaffe ich mir dann selbst, wenn ich der Wahrheit ins Gesicht sehe.

Während meiner Zeit im Gestapo-Gefängnis erlebte ich die SS-Männer aus eigener Anschauung. Ich hatte keinerlei Illusionen über sie, denn ich hatte die „Moor-soldaten“ gelesen, aber Erkenntnis anhand einer literarischen Schilderung ist doch etwas anderes als persönliche Erfahrung. Dabei hatten sie in Pankrác bei weitem nicht die Möglichkeit sich so auszuleben wie im Konzentrationslager. Es waren entmenschlichte Bestien. Mit uns brüllten sie mehr, als dass sie sprachen. Ich kam mit ein paar Schlägen ins Gesicht und einigen Tritten davon, schlimmer erging es denen, die beim „Telefonieren“ von Zelle zu Zelle erwischt wurden; die wurden mit unzähligen Kniebeugen schikaniert. Täglich gab es eine Freistunde, die neben dem Aufenthalt an der frischen Luft den Vorteil hatte, dass wir neue Nachrichten (allerdings hauptsächlich Gerüchte) erfahren konnten, oft wurden wir jedoch mit Dauerlauf und Kniebeugen drangsaliert. Als wir einmal völlig erledigt in die Zelle kamen und nach Luft japsten, erklärte Pepík: „Also die SS-Männer legen wir doch um, oder?“ Darauf ich: „Aber nicht Bleistiftchen.“ Das fand Zustimmung. Bleistiftchen war Scharführer Hochhaus, der seine Kontrolle immer mit den Worten „*Hast du einen Bleistift?*“ begann. Er sprach menschlich, und es war nicht bekannt, dass er jemanden geschlagen hätte. In einer Zelle hieß er sogar „der Heilige“. Sein Bruder war Aufseher in der Kleinen Festung in Theresienstadt und hatte sich die Bezeichnung „Vater der Gefangenen“ erworben.

Als ich in den sechziger Jahren die Bekanntschaft einer Ungarin machte, die den Gulag erlebt hatte, war ich überrascht, dass sie die Aufseher als menschlich und oft anständig schilderte. Einige Erzählungen aus dieser Zeit vermittelten ein anderes Bild, und als ich Karel Goliath kennenlernte, der siebzehn Jahre dort zugebracht hatte, fragte ich ihn deshalb, was nun wahr sei. Seine Antwort war: „Bringen Sie mir den, der sie als Bestien beschreibt, und ich spucke ihm ins Gesicht. Ich habe viele Gefängnisse und Lager erlebt, in der Lubjanka haben sie mir beim Verhör den Schädel eingeschlagen, ich kenne keine Vernichtungslager, sonst säße ich nicht hier. Es gab unter ihnen Lumpen wie anderswo auch, aber der russische Iwan ist nicht der deutsche Fritz. Unter Barák war ich auch in tschechoslowakischer Haft, und die war zurzeit von Präsident Zápotocký schon humaner – aber sie war schlimmer als die russischen Lager.“

Was war das Entscheidende? Der Unterschied zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus, zwischen Deutschland und Russland, zwischen Russland und Mitteleuropa?

⁶ Der St. Wenzels-Tag ist der 28. September und gilt auch als Tag der tschechischen Staatlichkeit.

Eines Tages verließ uns František, bald darauf Pepík, und ich blieb einige Zeit allein in der Zelle. Das war dermaßen langweilig, dass ich mich darauf freute, mittwochs und sonnabends Eimer und Besen zu bekommen und den Fußboden zu schrubben. Ich tat es überaus sorgfältig, damit es so lange wie möglich dauerte.

Entlassung auf die andere Seite des Ganges

Am Morgen des 9. November wurde ich zum Friseur geführt. Das bedeutete: wieder in die Petschekbank. Aber nichts geschah, ich ging normal in die Freistunde. Auf dem Hof wurde ich aufgerufen und in die Zelle gebracht: „*Alle Sachen mitnehmen!*“ Dann führte man mich dorthin, wo sich die Gänge kreuzten, und stellte mich zu einer Gruppe von Gefangenen an die Wand. Ich erkannte Jarda, Míla, Jirka und Alex. Mir fiel ein, dass ich zwei Pullover in der Zelle gelassen hatte. Ich überlegte: Die bringen uns ins KZ. Frieren ist schlimmer als eine aufs Maul. Ich trat vor den Wachhabenden (das waren die schlimmsten Bestien): „*Herr Kommandant, ich habe auf der Zelle zwei Kleidungsstücke vergessen.*“ Er verzog das Gesicht und brüllte: „*Marsch in die Zelle!*“ Als ich zurückkam, sah ich die ganze Gruppe bereits zum Tor gehen und den Wachhabenden „*Entlassungen*“ hinterherrufen.

Das war für uns alle ein Schock. Als wir neben dem Eingangstor an der Wand standen, sagte einer: „Die lassen uns als Provokateure raus.“ Der 9. November als Jahrestag des Hitler-Putsches von 1923 schien mir diesen Satz zu bestätigen. Außerdem hatte ich Jirka flüstern hören: „Vlasta frei“.

Schon überlegte ich, wie ich unauffällig mit Vojta in Verbindung kommen könnte. Als ich mir die Nase schnauben musste, bemühte ich mich nicht, mein Taschentuch zu suchen, sondern benutzte das saubere Hemd.

Die Enttäuschung kam umgehend. Wir wurden abgeführt, aber nur über den Gang ins Gerichtsgefängnis. So erfuhren wir, dass eine Entlassung neben den seltenen Freilassungen auch den Weg nach Theresienstadt oder die Überstellung ins Gericht bedeutet. Unsere Enttäuschung dauerte nur wenige Minuten, dann kosteten wir es aus, der SS-Hölle entkommen zu sein. Die Wärter im Gerichtsgefängnis hatten offensichtlich das Niveau ihrer Vorgänger aus der Weimarer Republik. Zwar standen wir an der Wand, mussten aber nicht mehr strammstehen, und wir durften miteinander sprechen. Dienst am Tor hatte Wachtmeister Zettel. Er sprach perfekt Tschechisch. Eine Frau kam, um ihrem Mann einen Rasierapparat zu bringen. Er antwortete ihr, er könne ihn nicht entgegennehmen, ihr Mann habe die Möglichkeit, sich zu rasieren. Als die Frau fortging, sagte Zettel – ich weiß nicht, ob für unsere Ohren oder zu jemand anderem – „Ihr Mann ist zum Tode verurteilt worden. Ich kann den Leuten nicht helfen.“ Unter allen Wärtern gab es eigentlich nur zwei SS-Typen: Fuchs und Otta.

Kurze Zeit darauf wurden wir in die Zugangszelle im Keller geführt. Dort steckten wir bis zum nächsten Morgen zu zehnt in einer Zelle. Es gab nur drei Strohsäcke, so dass es mit Schlafen nicht weit her war. An dem Tag hatte ich das erste Gespräch mit Jirka Preininger: „Woher weißt du, das Vlasta frei ist?“ „Ich weiß es nicht. Ich habe dich gefragt, weil ich sie nicht bei uns gesehen habe.“ Wenn man flüstert, ist ein Aussagesatz nicht von einem Fragesatz zu unterscheiden. Dennoch war

es ein Tag, an den ich mich wegen dieser Atmosphäre der Kameradschaft im Guten erinnere. Als Jirka berichtete, dass in Holešovice ein Benzinlager gebrannt hatte und unsere Gruppe daran beteiligt war, gab mir das ein herrliches Gefühl. (Allerdings war die Nachricht nicht wahr.) Außer mit zwei Eisenbahnern war unsere Zelle mit Leuten aus unserem zu einem Gerichtsprozess konstruierten „Fall“ belegt. Neben Alex, Jarda, Jirka und Míla waren noch andere da, die ich bis dahin nicht kannte: Egon Jiříček, Mojmir Dvořák und Miroslav Kotulán.

Das Gespräch mit Egon begann ich mit der Frage nach seiner Nationalität, denn seine tschechische Aussprache war schlecht. „Ich bin Wasserpole“. Egon stammte aus Katowice und war auf deutsche Schulen gegangen. Er hatte Pilsudskis Gefängnisse kennengelernt und erzählte, dass die Wärter dort mit Syphilis infizierte Hunde auf die Häftlinge hetzten. Er war ein Kommunist der Vorkriegszeit, seine Frau war im Konzentrationslager umgekommen. Mir sagte er: „An mir und dir rächen sie sich für unsere Frauen.“ Er kannte Vlastas Eltern, in der Petschekbank hatte er auch Vlasta kennengelernt.

Der sechsundvierzigjährige Herr Dvořák war Großkaufmann. Er schilderte, wie ihm Zander einmal gesagt hatte: „*Sie sind doch ein Kapitalist, warum unterstützen Sie diese dreckige Brut?*“ Ich fragte ihn, wie er als Kapitalist zur „Kommune“ gekommen sei und erhielt zur Erklärung: „Meine Frau, PhDr. Dvořáková, Schwester des Dichters František Gellner, hat mit einundzwanzig Jahren das Wahlrecht erhalten und seitdem immer die Kommunisten gewählt.“ Sie hatte auch Egon Jiříček kennengelernt, und der hatte sie mit Vetiška zusammengebracht, den sie dann eine Zeitlang in ihrer Villa in Řevnice versteckten.

Mirek Kotulán war etwas älter als ich. Vor dem Krieg war er bei den nationalen Sozialisten, nach dem Krieg auch, uns erklärte er jedoch, er sei Kommunist. Er war ein gutmütiger Junge aus einem mährischen Dorf. Als wir später in derselben Zelle lagen, geriet er durch seine Naivität ständig in unnötige Konflikte mit unseren Mitgefangenen.

Unsere Übergabe an die sogenannte *Deutsche Untersuchungsanstalt* (DUHA) bedeutete, dass wir vor ein Sondergericht gestellt werden. Jarda, Jirka, Míla und mich erschreckte das nicht, wir alle dachten, dass wir vier ins Zuchthaus kommen würden, was weitaus besser war als das Konzentrationslager. Alex, Egon und Herr Dvořák rechneten jedoch mit der Todesstrafe. Lange berieten sie sich und beschlossen, vor dem Untersuchungsrichter alle bei der Gestapo gemachten Aussagen zu widerrufen, damit man sie „zurück zu Zander“ schickt. Solche Gespräche mit anzuhören, muss deprimierend sein, aber in meinem Gedächtnis ist eine andere Erinnerung haften geblieben: Bewunderung für die Ruhe, mit der sie über all das ohne ein Anzeichen von Verzweiflung oder Panik sprachen.

Am nächsten Tag wurden wir getrennt und nacheinander dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Der korrekte Herr mit dem Hakenkreuz am Revers siezte mich, und sein Benehmen machte mich glauben, dass mir nichts Ernstes droht. Dass er nur eine blankpolierte Schraube in einem mörderischen Mechanismus war, kam mir damals nicht in den Sinn. Nach den Erlebnissen mit Gestapo und SS war man für jedes menschliche Wort dankbar.

Die DUHA

Nach der Vernehmung beim Untersuchungsrichter wurden wir auf normale Zellen verteilt. Bis zum Januar war Zelle 71 im ersten Stock (III. Abteilung) mein Zuhause, später eine Zelle im Stockwerk darüber (IV. Abt.). Nummer 71 war eine große Zelle mit etwa 25 Betten, aber in der vorweihnachtlichen Spitzenzeit mit etwa 40 Mann belegt. Ein Vorteil: warmes Wasser. Bis zum Ende des Jahres gingen wir Blaupulver verpacken, später blieben wir auf der Zelle und klebten Tüten. Im Vergleich zur Gestapo war es eine Idylle. Menschliche Wärter, mehr Essen (zwar gab es keine Koffer von zu Hause mehr, aber die etwas größeren Portionen wogen diesen Nachteil auf), viel Schlaf. Ich konnte von sieben bis sieben schlafen, und tatsächlich schlief ich zehn bis elf Stunden am Tag. Das Haftregime war im Vergleich zum Gestapo-Gefängnis unvergleichlich lockerer. Mindestens einmal in der Woche bekamen wir eine Zeitung in die Zelle, sodass wir zuverlässige Informationen über den Verlauf der Fronten hatten. Der Besitz eines Bleistifts war zwar untersagt, aber die Wärter setzten voraus, dass wir einen haben. (Der *Zimmerkommandant* hatte sogar die Pflicht, an der Tür eine Insassenliste zu führen, die er selbst schreiben musste.) Im Gefängnis gab es auch eine Bibliothek. Es war ein Genuss, nach einem halben Jahr wieder ein Buch zu lesen, auch wenn es mit Appellius' „Bei der Welt zu Gast“ eines mit einer faschistischen Ideologie war. Alex kam in die Bibliothek und schickte mir auf meine Bitte Goethes Dramen im Original. Ich las den *Götz von Berlichingen* und den *Egmont*. Ein Nachteil gegenüber der musterhaften Sauberkeit bei der Gestapo waren die Läuse und manchmal auch Wanzen.

Am schlimmsten war es, als wir merkten, dass im Erdgeschoss unter unserer Abteilung die Hinrichtungsabteilung II.A lag. Dort saßen die zum Tode Verurteilten, und dort wurde für gewöhnlich am Freitag hingerichtet. An einem der folgenden Tage nach dem Abendessen kamen die Wärter mit einem mir noch unbekanntem Hausarbeiter, in dessen Miene etwas Beängstigendes stand und der nur sagte: „*Das Essen für Pelouch*“. Das bedeutete, Alois Pelouch, der am Morgen ins Gericht gebracht worden war, hatte die Todesstrafe bekommen und kommt nicht zu uns zurück. Ich hatte ihn in den wenigen gemeinsamen Tagen auf der Zelle nicht näher kennengelernt, erst an diesem Abend erfuhr ich, dass er Kommunist war und jemanden vor der Gestapo versteckt hatte. Jener Hausarbeiter hieß Jakubovič, ein russischer Adliger und Emigrant, der wegen Schieberei saß und in der Todesabteilung Dienst tat. In dieser Nacht schlief ich wenig.

Die Mitgefangenen konnte man in Politische, Kriminelle und Schieber unterteilen, einige waren diesen drei etwa gleich großen Kategorien schwer zuzuordnen. Am übelsten waren die Schieber, die sich an der Not während des Krieges bereicherten. Dabei traten sie sehr selbstsicher auf – oft hörte ich, wenn es sie nicht gäbe, würde das Volk vor Hunger krepieren. Aber ich will nicht verallgemeinern, auch unter ihnen fanden sich sympathische Männer, die einfach bei der Ausübung ihres Berufs oder Gewerbes gegen die Gesetze verstoßen hatten, wie es alle an ihrer Stelle taten. Wenn ein Mithäftling bestohlen wurde, dann am ehesten von einem Schieber. Ein besonderer Fall in unserer Mitte war JUDr. Koukolíček, Professor an der Handelshochschule. Nicht nur mich brachte er auf, als er uns schilderte, wie er mit seiner

Frau zu Abend gespeist hatte: „Ich hatte, meine Herren, die Mahlzeit eines reicheren Mannes. Ein halbes Kilo ungarische Salami und eine Flasche Wein.“ Er hasste Masaryk, noch heute höre ich seine Worte „... es wird ja wohl nicht wieder so ein Jude Mázaryk kommen, dieser Lump mit seiner Humanität“.

Die Kriminellen waren entweder Rückfalltäter oder Dilettanten, die vor dem deutschen Gericht landeten, weil sie während der Verdunklung gestohlen hatten. Eine besondere Sorte waren die Eisenbahner, die Waggons ausraubten. Sie waren zumeist brave Leute, die der Versuchung nicht widerstanden hatten. In Zelle 71 hielten die Berufsverbrecher solidarisch zusammen, als sie aber auf verschiedene Zellen kamen, zeigte sich, dass sie einander hinter dem Rücken bestohlen hatten. Der Widerlichste von ihnen war Sláva Bednář, ein Zuhälter, festgenommen wegen Raubüberfall. Als ich mich vor seinem Verhandlungstermin von ihm verabschiedete, gab ich ihm mit den Worten „Hals- und Beinbruch“ die Hand. Er hatte Tränen in den Augen und sagte: „Ich danke dir, Schulmeister.“ Ich wünschte ihm, dass er wiederkommt, in dieser Hinsicht herrschte allgemeine Solidarität, er sollte den Tod nicht aus den Händen von Menschen empfangen, die schlimmer waren als er selbst. Als man aber sein Essen abholte und die ganze Zelle niedergedrückt war, sagte ich mir: Schone deine Nerven, man bringt unsere besten Leute um, er ist es nicht wert, dass du ihn bedauerst.

Unter denjenigen, die wegen Diebstahl verurteilt wurden, gab es jedoch auch solche, die mit der Kriminellenbranche nichts zu tun hatten. Herr Růžička war ein Großschlächter, der im Totaleinsatz der SS als Fahrer zugeteilt worden war. Wegen des Diebstahls von SS-Benzin kam er vor das Sondergericht. In diese Gruppe gehört auch der Mitgefangene, mit dem ich mich in der Nummer 71 am besten verstand. Karel Pejcha, ein Mechaniker, wenig älter als ich, hatte in der Fabrik Teile gestohlen, um sich ein Radio bauen und London hören zu können. Er entstammte einer Familie aus Hudlice, die immer die Kommunisten gewählt hatte. Sein Vater arbeitete in den Eisenwerken von Králův Dvůr und war während der Krise mit anderen Arbeitslosen aus dem Dorf täglich zu Fuß nach Prag gegangen, um Arbeit zu finden. Das erzählte mir Karel, nachdem Herr Růžička von seinen Vorkriegsferien in Italien und der Schweiz für jedes Mal 10000 Kronen berichtet hatte. Ich bat Karel, nach seiner Freilassung Jarka aufzusuchen und ihr eine Nachricht von mir zu überbringen. An den Inhalt der Nachricht erinnere ich mich nicht genau, aber es ging um keine Kleinigkeit, sondern um eine Information für Vojta. Er versprach es, hielt aber ebenso wenig Wort wie der Kommunist Houdek. Ich erwähne das nur, um zu veranschaulichen, wie groß die Angst war. Nach dem Krieg traf ich mich mit Karel einmal, kam aber mit keinem Wort darauf zurück.

Ein enges Verhältnis hatte ich zu Tonda Karlík. Er war ein Bauer aus Dolany bei Klatovy, etwa vierzig Jahre alt, der zwei von der Gestapo gesuchte Kommunisten bei sich übernachten ließ. Als er erfuhr, dass ihm die Todesstrafe droht, war er entsetzt. Er bedauerte, was er getan hatte – leider war das bei den politischen Häftlingen keine Einzelercheinung. Ich tröstete ihn: „Es muss dir nicht leid tun; einer von denen, die bei dir übernachtet haben, ist in die Slowakei geflohen; du hast einen Soldaten der tschechoslowakischen Armee gerettet.“ Ich gab ihm Ratschläge, wie er sich verteidigen soll: „Du warst in der Agrarierpartei, sag, dass du mit Berans prodeutscher

Politik einverstanden warst.“ Es hätte ihm wohl nichts genützt, zum Glück bekam er vor dem Termin eine Gürtelrose und kam ins Krankenhaus. Zwei seiner Gefährten hatten sich erfolgreich darauf verlegt, Wahnsinn vorzutäuschen, der Prozess wurde vertagt, und alle überlebten, auch der Bauer Mudra aus dem Brdy-Vorland, mit dem ich eine weitere Zelle teilte. Mit ihm verstand ich mich sehr gut, auch politisch. Er erklärte: „Warum sollte ich Angst vor den Kolchosen haben, das sind doch Genossenschaften!“ Karlík und Mudra waren seltene Charaktere. Wie alle Bauern verkauften sie schwarz, aber nur an Bekannte und nur zum amtlichen Preis. Ich hatte keinen Grund, ihnen das nicht zu glauben.

Gut verstand ich mich auch mit Stabskapitän Krudenc, der wegen unvorsichtiger Äußerungen auf der Straße verhaftet worden war. Er war ein russischer Legionär und erzählte uns oft vom revolutionären Russland, wo er der Partei der Menschewiki angehört hatte. Wir sprachen oft russisch miteinander. Sein Urteil über Koukolíček lautete: „Eto nazionaldemokratitscheskaja swinja“, er ist ein nationaldemokratisches Schwein. Einmal stellte ich ihm und dem Konditor Kváč aus Mnichovo Hradiště, der den Krieg und die Nachkriegsjahre in Riga verbracht hatte, die Frage: „Hätte eine andere Kraft Russland vor dem Zerfall retten können?“ Beide antworteten gleich: „Nein, nur die Bolschewiken“. Als sich Krudenc vor dem Abtransport ins Zuchthaus von mir verabschiedete, umarmte er mich und sagte: „Schulmeister, es leben die Bolschis!“

Wenn ich in meiner Erinnerung nachforsche, mit wie vielen politischen Gefangenen ich zwischen dem 11. November und dem 21. März die Zelle geteilt habe, komme ich auf 17 (mich eingeschlossen), davon fünf Kommunisten. Einzig diese Kommunisten hatten eine organisierte illegale Tätigkeit entwickelt. Die übrigen waren wegen einmaliger Unterstützung von Illegalen, Abhören ausländischer Sender oder „feindlicher“ Äußerungen verhaftet worden. Mein Bild des Widerstandes wurde durch diese Erfahrung ein wenig verzerrt. Ich war auch keinem Kommunisten begegnet, der sein Tun bedauert hatte. Das war ein weiterer Faktor, der meine Verbundenheit mit der Partei festigte.

Ein Untersuchungshäftling hatte Anspruch auf Besuch und Briefe. So erfuhr ich, dass Mutter in Ravensbrück, Vater in Flossenbürg und Vlasta in Bergen-Belsen waren. Die Namen der Lager kannte ich mit Ausnahme von Ravensbrück nicht. Jarka besuchte mich zweimal. Bei den Besuchen waren Wärter anwesend, was uns nervös machte. Es war schwierig, wichtige Informationen weiterzugeben.

Beim zweiten Besuch kam Jarka zusammen mit Jiřina Marešová, die Jirka Preininger besuchte. Als ich mit Jirka auf dem Gang stand und auf den Beginn der Besuchszeit wartete, fragte ich ihn: „Kennst du Vojta Mencl?“ „Der ist verhaftet worden.“ Jarka machten die Besuche natürlich zu schaffen, denn ich sah sehr schlecht aus. Zum Glück ging der Wärter gegen Ende des Gesprächs ein Stück beiseite. „Ist Vojta verhaftet?“ „Nein, sie wollten ihn holen, aber er ist entkommen.“ Erst nach meiner Rückkehr nach Hause erfuhr Jarka, warum ich so entmutigt gewesen war.

Der Januar stand im Zeichen des schnellen Vormarschs der Roten Armee von der Weichsel bis zur Oder. Auf der Karte maßen wir, dass sie schon die halbe Strecke von Warschau nach Berlin zurückgelegt hatte. Professor Koukolíček ging in der Zelle

umher und ließ pathetische Sätze fallen: „Finis Germaniae! Tausend Jahre haben die Römer geherrscht, tausend Jahre die Germanen, jetzt sind wir am Zuge – die Slawen.“

Den Februar und März verbrachte ich bereits im 2. Stock in einer Zelle mit Blick auf Vršovice und Vinohrady. Dort erlebten wir auch den Luftangriff vom 12. Februar, ich sah, wie ein Haus in die Luft gehoben wurde und in sich zusammenfiel. Kurz darauf erschütterte die Explosion einer in der Nähe eingeschlagenen Bombe das Gebäude. Der Winter war mild, der Märzanfang sonnig, wir blickten auf Prag, und ich sagte mir, dass das Ende jetzt nur noch eine Sache von Wochen ist.

Am Nachmittag des 14. März, gerade als wir uns am Fenster drängten und einer der Mithäftlinge sich über die Mauer hinweg mit seiner Frau verständigte, kam der Wärter, schimpfte, rief meinen Namen auf und gab mir mit den Worten „Den 21. Termin“ einen Umschlag. „Verdammt“ sagte ich und begann, die Anklage zu lesen. Der Staatsanwalt hatte für alle Angeklagten einen Pflichtverteidiger gefordert. Er würde also wohl die Todesstrafe beantragen. Nach dem Lesen überlegte ich mir, wenn den ersten sechs der zehn Angeklagten das Todesurteil sicher ist, könnte sich bei mir als dem siebenten die Sache wenden. Bis dahin hatte mich die Vorstellung gequält, mich nach der Verurteilung an der Tür zur Hinrichtungsabteilung von Alex, Egon, den Dvořáks und vielleicht auch von Jarda verabschieden zu müssen. Jetzt dachte ich vor allem daran, was mit mir wird.

Abteilung II.A

Einige Tage später kam Rechtsanwalt JUDr. Goppold von Lobsdorff zu mir. Es war schon sein zweiter Besuch. Jarka hatte ihn besorgt. Er sei der erfolgreichste Verteidiger beim Prager Sondergericht, von seinen Mandanten sei noch keiner unter dem Beil gelandet. Allerdings stellte er eine Bedingung: Er vertrat keine Kommunisten. Als ich ihm bei seinem ersten Besuch mitteilte, worum es ging, reagierte er mit den Worten: „Um Himmelswillen, jeder tschechische Lehrer ist Kommunist! Wohin haben Sie dieses Volk führen wollen?“ Aber er lehnte die Verteidigung nicht ab. Bei seinem Besuch im März war er herzlich und erweckte in mir den Eindruck, dass ich nicht mit dem Schlimmsten zu rechnen brauche. Gleichzeitig teilte er mir mit, dass er bei der Hauptverhandlung nicht dabei sei und von JUDr. Ulbricht vertreten werde. Ich weiß nicht, ob er eine dringende Angelegenheit hatte oder seinen Ruf nicht mit einem Misserfolg schädigen wollte.

Einen oder zwei Tage vor dem Prozess nutzte Alex seine Stellung als Bibliothekar und kam zu mir in die Zelle. Er teilte eilig drei Dinge mit: Jarda war aus dem Krankenhaus Bulovka geflohen (wo er mit Tuberkulose lag). Ein Ende sei binnen drei Wochen absehbar. Er selbst werde alle seine Aussagen widerrufen.

Am Mittwoch, 21. März, waren wir in dem Gefängniswagen, der uns in das Gebäude der Straka-Akademie brachte, nur sieben: Jakovenko, Jiříček, Patočková, Preininger, Pažout, Kotulán und ich. Den Dvořáks war es – zu ihrem Verderben – gelungen, sich der Verhandlung zu entziehen. Egon hatte sich nachts mit der Rasierklinge die Pulsader aufgeschnitten und blieb den ganzen Tag lang gefesselt. Die Patočková täuschte Wahnsinn vor. Jirka Preininger teilte uns eine bestürzende Nachricht mit: Am 7. März waren zwei seiner Kollegen, Jaroslav Dvořák und Karel

Bärthl, verhaftet worden. Die Gestapo hatte von seiner Verbindung zu ihnen erfahren und ihn erneut verhört. Seine Lage vor Gericht war damit aussichtslos. Und ich stand genau vor ihm auf der Liste.

Im Verhandlungssaal saßen schon die Zuschauer, darunter auch Jarka und drei weitere Verwandte von mir. Rechts von uns saß Staatsanwalt Rhode, links der Dolmetscher, hinter uns auf der Zeugenbank Zander. Die Zuschauer waren nur bei der Anklageverlesung und der Urteilsverkündung zugelassen. Als der dreiköpfige Senat (Bellmann, Grund, Dannegger) in Talar und mit Nazigruß den Saal betrat, sank die Patočková mit einem Aufschrei zu Boden und fing an, unentwegt zu jammern. Nach wenigen Minuten ließ der Senatspräsident Bellmann sie aus dem Saal tragen.

Der Prozess begann um neun und dauerte bis fünf Uhr, mit zwei Pausen: eine Pause wegen Fliegeralarm, die zweite zum Mittagessen (natürlich nicht für die Angeklagten). Der Verlauf ließ alle Hoffnungen nach und nach schwinden. Als wir beim Fliegerangriff in den Keller geführt wurden, sagte ich zu Míla: „Wir sind geliefert, sieh zu, dass wenigstens du dich rettest.“ Während der ganzen Verhandlung sprach Bellmann als einziger aus dem Senat. Einer der Beisitzer las die Zeitung *Der neue Tag*, und in einer Überschrift konnte ich die Worte *Brückenkopf Remagen* erkennen.

Nach den Vernehmungen verlas der Staatsanwalt mit gelangweilter Stimme sein Schlussplädoyer, an dessen Ende er für uns alle die Todesstrafe forderte. Danach zog sich der Senat zur Beratung zurück. Sie dauerte etwa eine halbe Stunde. Draußen war der erste richtige Frühlingstag, ich sah auf die Moldau, und beim Anblick der Philosophischen Fakultät dachte ich daran, dass ich dort hatte studieren wollen ...

Das Urteil lautete: Jakovenko, Jiříček, Hájek und Preininger werden zum Tode verurteilt, Kotulán zu drei Jahren Zuchthaus, Pažout wird freigesprochen.

Man brachte uns wieder in die Zellen im Keller, die vier Todeskandidaten wurden gefesselt, und so warteten wir zwei oder drei Stunden, denn oben lief noch der Prozess mit einem deutschen Schieber. Der Wärter, der uns bewachte, bot allen eine Zigarette an. Er war sehr anständig und fand es schlimm, dass so junge Menschen sterben müssen.

Die ersten Worte wechselte ich mit Míla und Jirka. Mit Jirka tauschten wir uns darüber aus, seit wann wir illegal gearbeitet hatten und dass es ein Erfolg ist, wie lange es gutgegangen war. Erst zum Schluss fragte ich Alex: „Stimmt es, dass in drei Wochen Schluss sein kann?“ Er bejahte und schilderte ausführlich die Lage an den Fronten. Jirka meldete Zweifel an und warnte vor falschen Hoffnungen. Ich sagte: „Wenn wir das überleben, wäre das kolossal. Zum Glück ist unser Feind die Bourgeoisie, die auf Förmlichkeiten Wert legt. Wir würden sie nach dem Urteil sofort erschießen.“ Schließlich war der Prozess mit dem deutschen Schieber vorbei und Tiapke, unser bekannter Wärter aus Pankrác, brachte uns zurück. Alex zeigte ihm seine gefesselten Hände mit den Worten: „*Heute vier Zugänge für II.A.*“ „*Schweine-rei.*“

Auf der Fahrt im Gefangenewagen nach Pankrác sangen wir. Das Partisanenlied, Kachowka. Ich rezitierte zwei von Jardas Gedichten, die ich auswendig kannte. Die Lunge krank / Die Hände zerschunden / Ins Krankenhaus? / Zuerst Revolution / Wozu die Tränen / Was soll das Gejammer der Alten / Im dröhnenden Flugzeug /

Das Bellen der Maschinengewehre / Mag es den Bourgeois in den Ohren hallen /
 Wem gehört die Erde jetzt / Den Herren, die sie zugrunde richten? / Eine feste
 Mauer / Aus unseren Leibern / Hand ans Werk / Nehmen wir, was uns gehört / Für
 eine bessere Welt / Und für die ungeborenen Kinder / Wollen wir unser Blut geben
 / Die Zeit drängt.

Das zweite war über Lenin: Genug, Wind, übertöne das Klagen / Lass die Fahnen
 sich bauschen / Bis das Land siegesrot daliegt / Vor einem großen Herzen knie ich
 nieder / War er nicht dein großer ...? Er hob als erster den Schild / Auf diesem Schild
 die Losung / Für unsere Freiheit ziehen wir in den Kampf / Wie stolz das klingt /
 Genug, Wind, übertöne das Klagen / Der Menschheit Übel heilt nur eine Medizin /
 Dazu braucht es eine Million Fäuste / Wie sonst wäre die Welt ...? / Mögen dabei
 auch die modernden Schädel klappern / Du wirst nicht rasten, Wind / Wirst uns die
 Luft mit Blei reinigen / Wir gehen einem großen und neuen Ziel entgegen / Dem
 Vermächtnis Lenins / Das Land zu erwecken.

Als wir in Pankrác ankamen, sangen wir die Internationale.

Da den Neuankömmlingen in Abteilung II.A die Gürtel abgenommen wurden,
 gab ich meinen Míla mit der Bemerkung: „Daran kannst du Zander aufhängen.“ Und
 den Rachedanken fasste ich in die Worte: „Geh zum NKWD!“

Ich habe schon erwähnt, wie ich mich vor dem Augenblick fürchtete, an dem ich
 mich an der Tür zur Hinrichtungsabteilung von denen verabschieden muss, die hin-
 eingehen. Als ich selbst derjenige war, fiel mir der Abschied von Míla und Mirek
 Kotulán leichter. Am schwersten trug es Míla. Jirka erkannte das und sagte zu ihm:
 „Du würdest dich wohl besser fühlen, wenn sie dich auch gefesselt hätten.“ Míla
 nickte traurig. Er war freigesprochen worden, aber nicht freigelassen, sondern an die
 Gestapo übergeben. Die Revolution erlebte er typhuskrank in Theresienstadt. Unser
 Abschied war würdevoll: Wir reichten uns die Hände und ballten die Fäuste. Ich
 sagte „Rot Front“, Jirka „Salud“. Einen ähnlichen tschechischen Gruß kannten wir
 nicht.

Man steckte uns alle vier in die Zugangszelle. Es war Mittwoch, wir bekamen
 unseren Laib Brot und eine große Portion vom „Mittwochsgulasch“. Wir aßen mit
 außergewöhnlichem Hunger. Alex und Egon berieten, was man für eine Rettung tun
 kann. Auch über Herrn Dvořák sprachen sie, und erst aus ihrem Gespräch erfuhr
 ich, warum wir so lange auf die Verhandlung gewartet hatten. Dvořák hatte, obwohl
 ihn Zander und Smola bestohlen hatten, wo es nur ging, noch genug Geld versteckt
 gehabt. Davon war Staatsanwalt Blaschtowitschka bestochen worden, so dass unser
 Prozess ständig vertagt wurde. Als er sich nicht mehr aufschieben ließ, versuchte
 Dvořák, wenigstens sich selbst und seine Frau zu retten. Beide täuschten vor, ver-
 rückt geworden zu sein. Er kam in die Irrenanstalt Kosmonosy. Egons Überlegung
 war: Er hat auf uns gepfiffen, wozu also Rücksicht nehmen. Wenn ich was auf ihn
 abwälze, kommt der Fall ins Stocken, und wir können alle überleben. Alex klärte ihn
 über die Unsinnigkeit seines Plans auf: Uns sei damit nicht geholfen, und wenn wir
 schon sterben müssen, warum dann auch noch ihn mit hineinziehen. Egon wandte
 ein, was Dvořák getan habe, sei bürgerlicher Widerstand, und sagte dann etwas
 Abwertendes. Hier griffen Jirka und ich ein: „Besser irgendein Widerstand als gar
 keiner. Tu es nicht!“

Von diesem Abend ist mir ein Ausspruch von Alex im Gedächtnis geblieben: „Die Tschechen sind Schweine. Antisemiten. Auch bei den Kommunisten.“ Ich schwieg, Jirka auch. Wir wussten, dass es auch unter den politischen Gefangenen Antisemitismus gab.

Zelle 41

Am Morgen führte man uns zum Fotografen. Die Häftlinge, die wir trafen, zeigten uns ihre gedrückten Daumen. Der Fotograf – ein Häftling – gab jedem von uns ein Stück Brot und klagte: „So junge Menschen ...“

Dann wurden wir auf die Zellen verteilt. Ich kam in eine kleine Zelle (ähnlich wie die Zellen bei der Gestapo). Sie war schon mit drei Mann belegt: Antonín Novotný, Faltýnek und Zdeněk Borský. Erste Fragen: Wieviel ward ihr gestern? Und wofür? Und vor allem: Wann ist Schluss? Ich wollte sie trösten und gab kommentarlos Alex' Einschätzung weiter: in drei Wochen. Diese Nachricht schmetterte Faltýnek und Novotný nieder. Sie waren schon einen Monat drin.

Faltýnek war ein reicher Bauer aus dem mährischen Konice. Er hatte einen Mann vor der Gestapo versteckt und war dafür mit Frau und Sohn verurteilt worden. Stundenlang betete er den Rosenkranz, einmal klagte er, dass er zu selten in der Kirche und lieber mit der Flinte im Wald gewesen sei. Als einmal davon gesprochen wurde, dass die Bolschewiken kommen und es Kolchosen geben wird, meinte er: „Ich bin so oder so verloren.“ Ich verstand nicht, wie jemand Besitz und Leben auf eine Stufe stellen konnte. (Ich sagte mir in den schlimmsten Augenblicken, wie schön es nur wäre zu überleben und meinetwegen Bettler zu sein.)

Zdeněk Borský war noch keine achtzehn. Während des Aufstandes war er Kurier zwischen der Slowakei und dem Protektorat gewesen. Sie hatten ihn bei Strážnice gefasst und ihm nur den versuchten Grenzübertritt nachgewiesen. Sein Verteidiger hatte Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt, weil er noch jugendlicher war. So erlebte er das Ende, obwohl er schon einige Monate einsaß.

Tonda Novotný war ein Berufsverbrecher. Erst später erfuhr ich, dass er seiner Gier zum Opfer gefallen war. Als er während des Krieges zum ersten Mal verhaftet wurde und vor das Sondergericht kam, hatte er so viel Geld, dass seine Frau für ihn eine elitäre „Außenkolonne“ erwirken konnte. Diese bestand aus Großschiebern. Morgens führte der Aufseher sie an ihren Arbeitsplatz, dort holten ihre Ehefrauen sie gegen Zahlung von einhundert Kronen ab und brachten sie abends wieder zurück. Nachdem Tonda die Anklage erhalten hatte, blieb er am nächsten Tag weg. Er besorgte sich falsche Papiere und fuhr nach Breslau, wo er solange in relativer Sicherheit lebte, bis die sowjetischen Panzer den Stadtrand erreichten. Damals bat ihn ein Bekannter, ihm bei der Evakuierung seines Besitzes nach Prag zu helfen. Tonda nutzte die Gelegenheit und bestahl den Betroffenen. Der zeigte ihn an.

Als er schon einen Monat in der Todesabteilung saß, fasste er einen verzweifelten Plan. Er schrieb dem Staatsanwalt einen Brief, in dem er auspackte, was er wusste. Er schrieb von den Schieberereien beim Arbeitsamt, zog hohe Beamte mit hinein, auch den eigenen Bruder („Mein Bruder muss sich opfern.“) Damit beschleunigte er offensichtlich sein Ende.

Das Regime in Abteilung II.A unterschied sich nicht wesentlich von dem Tagesablauf „oben“. Auch hier wurden Tüten geklebt, die Essensportionen waren ein wenig reichlicher. Nachts wurden wir gefesselt, immer zwei aneinander, und die ganze Nacht über brannte das Licht. Freistunde war einmal in der Woche, aber dafür eine ganze Stunde lang.

Während „oben“ keiner einen Gedanken an Gott verschwendete, zumindest nicht laut, wurde hier vor jedem Essen, während der Hinrichtungen und auch sonst gebetet. „Oben“ sagte man, in der Todesabteilung würden auch die Gottlosen gläubig. Das machte mir Angst, auch ich könnte dem erliegen. Ich war drauf und dran, einen Kassiber zu schreiben, dass ich ab meiner Verurteilung für unzurechnungsfähig galt. Das klappte nicht, aber es war auch nicht notwendig. Der Gottesglaube meiner Mitgefangenen verlockte mich in keiner Weise, eher im Gegenteil. Bald machte ich eine Feststellung. Während sie vor dem Essen beteten, hielten einige nach dem Teller mit der größeren Portion Ausschau und verfielen mehr als einmal darüber in Streit. Sie selbst gaben zu, dass sie, obwohl katholisch erzogen, erst in der Todesabteilung angefangen hatten zu beten.

Der einzige Zeitvertreib neben den Unterhaltungen war das Schachspielen. Tonda war ein ausgezeichnete Spieler und schlug mich anfangs immer. Als jedoch seine sechste Woche nahte, fing er an zu verlieren. Als dann meine sechste Woche nahte, hörte ich auf zu spielen.

Der Schrecken der Hinrichtungen war stets gegenwärtig. Den Höhepunkt erreichte er aber jeden Freitag kurz vor zwei Uhr nachmittags, wenn wir mehr als sonst damit rechneten. Es war so still, dass man eine Stecknadel fallen hören konnte. Wenn es zwei Uhr geschlagen hatte und kurz darauf die Gittertür zufiel und ein Heil Hitler zu hören war, bedeutete das, dass der Staatsanwalt gekommen war. Herrschte dann fünf Minuten Ruhe, atmeten wir auf: Wieder hatten wir einen Tag überlebt. War der Staatsanwalt da, rasselten bald darauf die Schlüssel. Und wenn die Zellentür aufging, hieß das, einer von uns ist dran. Eine Stunde später war die Hinrichtung.

Nach Ostern, am 4. April, nach dem Angriff der Amerikaner auf die ČKD-Werke in Libeň erlebte ich die ersten Hinrichtungen – aus unserer Zelle wurden Faltýnek und Novotný weggeführt. Tonda hatte sich gleich nach zwei Uhr die Tränen abgewischt, mir sein Taschentuch gegeben und mich gebeten, es seiner Frau zu überbringen. Ich versprach es (und tat es nicht). Zdeněk Bodský glaubte, man habe sie geholt, weil sie vor drei Wochen alle versucht hatten, ein Loch in die Mauer zu brechen. Nun erwartete er, selbst auch abgeholt zu werden. Er war verzweifelt und betete laut. Es war ein inniges Gebet – das einzige innige Gebet, das ich von ihm hörte.

Damals lernte ich zum ersten Mal den Schreckensmoment kennen, wenn sich am Hinrichtungstag die Tür öffnet. Zugleich spürte ich, wie gering mein Grauen ist im Vergleich mit dem Grauen derer, die schon an der Reihe waren.

Mit Zdeněk sprachen wir später darüber, wie Tonda sein Ende wahrscheinlich beschleunigt hat. „Was für ein Blödsinn“, sagte Zdeněk, „hohe Beamte und sogar Deutsche reinzureiten. Wenn ich anfangen würde zu erzählen, müssten sie noch eine Todesabteilung einrichten.“

Drei weitere Mitgefangene lernte ich in Zelle 41 kennen. Zapletal, ein neunund-

zwanzigjähriger Lehrer aus Mähren, war wegen homosexueller Kontakte zu Jungen verurteilt worden. Er war ein tiefgläubiger Katholik, seine Gebete waren flehentlich. Er wunderte sich, dass man Faltěnek und Novotný hingerichtet hatte, wo sie so innbrünstig gebetet hatten. Er wunderte sich, dass ich nicht gläubig war; vielleicht könnte es mich ja retten. Mein Atheismus und die Gläubigkeit meiner Mitgefangenen taten unserem Verhältnis zueinander keinen Abbruch. Wir respektierten jeder die Überzeugung des anderen. Zapletals Glaube war mir sogar ein wenig sympathisch. Er war immer gläubig gewesen, nicht erst in der Todeszelle. Einmal kam mir der Gedanke: Wenn wir das überleben, würde er in ein Kloster gehen, ich mein Leben weiterleben, und beide wären wir glücklich ... Er war geistig nicht ganz normal, was sich aber in nichts anderem als naiver Einfalt äußerte. Er war der letzte aus unserer Zelle, der hingerichtet wurde.

Jaroslav Vyhnaněk aus Dobříš war ein Ingenieur von etwa vierzig Jahren. Wegen „Wirtschaftssabotage“ verurteilt, war er jedoch keineswegs ein Schiebertyp. Wäre es ihm nur darum gegangen, sich sattzuessen und ein bisschen zusammenzuraffen, hätte ein Bruchteil seiner Gesetzesverstöße gereicht und er hätte nicht einmal hinter Gittern zu landen brauchen. Aber er war ein Abenteurer und hielt sein Handeln für patriotisch. Als Angestellter der Wirtschaftskontrolle hatte er Lebensmittelkarten im Wert von einigen Millionen verschoben.

Zu denen, die mir in Zelle 41 am nächsten standen, gehörte Pepík Koudela. Der Berufskriminelle war als Rückfalltäter nach Auschwitz geraten, wo ihn der Hungertod erwartete. Zum Glück wurde er als Handwerker beim Bau des neuen Lagers eingesetzt und schaffte es, durch ein zwischen den Drahtzäunen stehendes Wärterhaus auszubrechen. In Prag lebte er dann bei seinen Geliebten und ernährte sich von Diebstählen, bis man ihn fasste. Pepík war von allen Mithäftlingen am belesensten und liebte auch Gedichte, besonders Wolker und Šrámek. Er war einer von den prinzipienfesten Dieben, die keinem Armen etwas wegnahmen, und wusste, dass seine Einbrüche allen bestohlenen Ladenbesitzern gelegen kamen, weil jeder irgendein Manko hatte. Aus Not hatte er angefangen zu stehlen, als gut gestellter Dieb half er Arbeitslosen. Er kannte einige Kommunisten, erklärte aber: „Ich bin gegen jede Diktatur, deshalb gefallen mir auch die Bolschewiken nicht.“ Mehrere Male sagte er mir: „Miloš, zu Hause habe ich einen neuen Anzug aus Kunstwolle, den ich in der Villa eines Deutschen an der Sázava geklaut habe. Wenn wir das überleben, gehört er dir.“ Ich hörte nicht einmal richtig hin, was lag mir schon an einem Anzug! Aber vierzehn Tage nach der Revolution kam Pepík und brachte ihn mir.

Ich konnte einen Brief schreiben. Ich schrieb ihn als Abschied vom Leben, von meinen Eltern, meiner Schwester.

Vater und Mutter (wenn Ihr zurückkommt),

seid nicht böse auf mich und Míla. Es tut mir leid, dass Ihr wegen meines Fehlers ein solches Schicksal erleiden musstet, aber ich bin überzeugt, dass Ihr mir vergeben könnt und mir vergebt.

Vlasta (wenn Du zurückkommst),

ich weiß, dass mein Fortgehen für Dich ein schwerer (und nicht der erste) Schlag

ist. Ich hinterlasse Dir kein Vermächtnis, wie Dein Leben aussehen soll. Aber es würde mich quälen, wenn Du dadurch gebrochen oder kein normales Lebens führen würdest. Ich glaube, dass Du ein wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein wirst. Es gibt viele Menschen wie mich, und bessere. Beweise, dass auch Du ein Mensch aus einem besonderen Stoff bist.

Jarka und Elly, teure Verwandte und Bekannte,

ich trage mein Schicksal gefasst. So wie ein notwendiges Übel. Nerven und Gehirn funktionieren. Ich sehe die Dinge klar und bleibe denselben Prinzipien treu wie früher in meinem Leben. Ich habe es geschafft, ein Leben ohne Gott zu führen, und ich bin ein wenig stolz darauf, dass ich auch ohne ihn zu sterben vermag. Ich glaube daran, dass sich der Mensch immer weiterentwickelt, obgleich mich heutige Menschen umbringen. Auch meine jetzige Situation hat mich nicht zu einem Chauvinisten gemacht. Ich bin kein Feind der deutschen Nation. Mein Leben war kurz, aber ich bin mit ihm zufrieden, denn es hatte einen Sinn und hat sich gelohnt. Gebt niemandem die Schuld an meinem Schicksal, auch Franta nicht. Bis heute habe ich keine einzige Träne geweint – auch wenn ich nicht gern sterbe, bin ich nicht allein – und das verpflichtet mich, mich wie ein Mann zu verhalten. Mutter und Vater, ich weiß, wie grausam es ist, aber bedenkt, dass in diesem Krieg Millionen von Menschen gefallen sind, es gibt Eltern, die vier Kinder verloren haben. An Jarka könnt Ihr wirklich Eure Freude haben. Und Eure elterliche Liebe für mich gebt an Elly weiter.

Ich nehme Abschied von Euch allen. Von allen Bekannten, denen ich in meinem Leben begegnet bin und die ich gern hatte, grüße ich vor allem (ich kann nicht alle aufzählen) Honza Řezáč und seine Freunde, Šlesinger und Frau Dr. Andrlová und die Bartůněks.

Einen freundschaftlichen Gruß auch an Vlastas Mutter, die ich nicht kennenlernen konnte (wenn sie zurückkommt).⁷

Ich wollte aber noch einen Kassiber schreiben und mich ohne Zensur von den Genossen verabschieden. Dazu nutzte ich die einzige Möglichkeit – ich schrieb den Brief auf eine Tüte, die ich zuklebte und in das Bündel mit der Post schob. Ich fügte den Verfasser hinzu, schrieb Jarkas Adresse darauf und bat um Zustellung. Der Kassiber kam nicht an. Der Inhalt lautete (natürlich konspirativ verfasst) etwa so: Genossen, ich nehme Abschied von Euch. Was ich getan habe, bedaure ich nicht. Ich will nicht sterben, aber ich denke an die Rotarmisten, die zur gleichen Zeit an der Front fallen, ich denke an unsere Sache. Es tröstet mich, wenigstens die Tage zu erleben, da ich die Freiheit schon kommen sehe.

Etwa drei Wochen später besuchte mich Jarka. Gleichzeitig kam auch Jiřina Marešová zu Jirka. Wir saßen in einem Raum, die Wärter ließen uns frei sprechen. Jarka schilderte mir die Lage an den Fronten (die Eroberung Wiens), ich erfuhr auch von Roosevelts Tod. Die Mädchen waren fantastisch. Die ganze Zeit über lächelten

⁷ Den Brief an die Familie stellte erst die neue Gefängnisverwaltung nach der Befreiung zu. Sein Wortlaut wurde nachträglich in das Manuskript eingefügt, nachdem der Autor ihn im Familienarchiv gefunden hatte.

sie und strahlten auch das aus, was sie sagten: „Ihr habt bestimmt Glück!“ Sie führten eine hervorragende schauspielerische Leistung und eine ungeheure Kraftanstrengung vor. Ich weiß nicht, ob sie auf dem Heimweg weinten, aber sie werden sich elend gefühlt haben. Sie mussten damit rechnen, uns zum letzten Mal zu sehen. Uns gaben sie aber für ein paar Tage größere Hoffnung. Jirka sagte mit einem Lächeln: „War das nicht ein prima Besuch?“

Der schnelle Vormarsch an den Fronten ließ unsere Hoffnungen wachsen. Ermutigt wurden wir, als uns die Häftlinge in der Freistunde durchs Fenster riefen, dass Kassel und Fulda gefallen seien. Wo Fulda liegt, wusste niemand von uns, und eine Karte hatten wir nicht. Aber Kassel bedeutete, dass die Amerikaner den Rhein überschritten hatten und rasch vorrückten.

Unser Neuzugang Pepík Koudela berichtete, dass sich in Košice eine neue tschechoslowakische Regierung mit Gottwald als Ministerpräsidenten gebildet hatte. Ich reagierte verwundert: „Gottwald? Ein Kommunist?“ Darauf Jarda Vyhnaněk: „Ich bitte dich, du hast Angst? Ich werde der erste Rote sein!“ (Was nicht geschah.)

Am 25. April nahmen wir traurig den Beginn der Konferenz in San Francisco zur Kenntnis – ganz Pankrác hatte in der Illusion gelebt, der Krieg werde bis zu diesem Tag zu Ende sein. Für mich begannen die schlimmsten Tage. Ich konnte mich nicht damit abfinden, wenige Tage vor dem Ende sterben zu müssen. Ich versuchte, mir eine Krankheit zuzuziehen. Tagelang aß ich nicht, schlief mit einem nassen Handtuch auf der Brust ein (deckte mich aber im Schlaf wieder zu). Schließlich trank ich einen Becher Urin. Ich hoffte auf eine Lungenentzündung. Damit hätte ich die Chance gehabt, ins Krankenhaus zu kommen und eine Aufschiebung der Hinrichtung zu erreichen. Aber ich bekam nicht einmal einen Husten. Der halbgelähmte rechte Arm konnte mich nicht retten. Ich bat die Kameraden, mir ein Bein zu brechen. Zdeněk lehnte ab: „Dann kommst du sofort unters Beil und wir mit dir“. Ich resignierte.

Die Fronten näherten sich, und in der letzten Woche erhielten wir frische und zuverlässige Nachrichten. Der Hausarbeiter Jakubovič lieferte sie Alex jeden Abend durch die Tür. Seine Zelle lag genau gegenüber, und er war gerade so zu verstehen. Da er jedoch deutsch oder russisch sprach, war ich der einzige, der zuhören konnte. In diesen Augenblicken schlossen wir das Fenster, und in der Zelle herrschte absolute Stille. Die Jungs wussten, dass sie nicht einmal flüstern durften, und ich hockte am Boden mit dem Ohr an der Tür und horchte. Jeden Tag fiel eine weitere Stadt: Brno, Wittenberg, Bremen ... Als ich die Worte „na-stuplenije na Berlin“ vernahm, überlegte ich lange, was das Wort bedeutete: Beginn, Angriff? Ich wollte es genau wissen und strengte mein Gedächtnis an, bis es mir einfiel: Offensive!

Als ich einmal von der Tür aufstand, ahnte ich, dass die Jungs enttäuscht sein würden, und so bereitete ich sie darauf vor: „Keine Nachricht von der Front, aber politisch kann es wichtig sein.“ Die Nachricht lautete: „Göring abgedankt.“ Alle atmeten auf: „Das ist großartig ...“ In jenen Tagen kam aus der Nachbarzelle die Nachricht, dass die Amerikaner schon Železná Ruda eingenommen hätten. Zu Mittag fragte Zdeněk den Hausarbeiter, ob das wahr ist. Der dabeistehende Wärter bemerkte nur traurig: „Ihr hättet es gern, dass die Amerikaner hier wären und die Deutschen zum Teufel gingen.“

Der 2. Mai war mein schlimmster Tag. Die Wärter, vor allem der Abteilungskom-

mandant Hauptwachmeister Sauer, waren traurig. Gewöhnlich war das ein Vorzeichen für bevorstehende Hinrichtungen. Und ich hatte genau sechs Wochen hinter mir. Kurz vor zwei Uhr waren Schläge zu hören, es schien, als würden Särge gezimmert. Angespante Stille. Es schlägt zwei. Ein Schlag – aber vom Hof. Freistunde! Das hieß: keine Hinrichtungen. Und gleich darauf ein Aufschrei: „Hitler hat ins Gras gebissen!“

Ich empfand nicht nur Erleichterung, sondern auch eine gewisse Genugtuung, eine Art Sieg: wenigstens ihn hatte ich überlebt.

Am Donnerstag, 3. Mai, warteten wir verständlicherweise in großer Anspannung, dass es zwei Uhr wird, aber es war nicht mehr der Schrecken wie am Vortag da. Nichts. Nach drei Uhr ging die Tür auf und Sauer erschien: „Hájek, nehmen Sie alle Sachen mit!“ Pepík platzte heraus: „Das ist die Amnestie!“ Ich fuhr ihn an und wehrte mich gegen die Versuchung, wieder einer Illusion zu verfallen. Ich fragte Sauer, wo er mich hinbringt. „Zu Ihren Freunden.“ Er brachte mich in Zelle 34 zu Alex und Jirka.

Der fünfte Mai

Es war keine Amnestie, aber ein unbeschreibliches Gefühl. So etwas ist doch normalerweise nicht üblich! Wir begrüßten uns, tauschten Neuigkeiten aus, Jirka ließ mich eine heimliche Nachricht von Jiřina lesen: Himmler bietet dem Westen die Kapitulation an. In so einer Situation würde es bestimmt keine Hinrichtungen mehr geben.

Zelle 34 war groß, wir waren neun. Außer meinen beiden Gefährten gab es noch zwei Politische, beide aus Mähren, einer von ihnen der Partisan Hála. Ein bemerkenswerter Mensch war Mareš. Der Verwalter einer Wirtschaftsgenossenschaft aus Ostböhmen hatte Schwarzhandel im großen Stil betrieben, aber tatsächlich aus patriotischen Beweggründen. Er las gern sowjetische Literatur. (Nach dem Krieg trat er in die Kommunistische Partei ein und bedauerte, dass sich die Führung für eine Massenpartei entschieden hatte, neben den passiven Mitgliedern und Karrieristen fühlte er sich unwohl.)

Jirka Preininger schrieb einen Kassiber. Darin reagierte er auf die Nachricht von der Lage im Lande. Das Motto lautete: Warum handelt ihr nicht? Dass uns die Sowjets Fallschirmspringer in den Brdy-Wald schicken müssen, damit sie den Partisanenkampf an unserer Stelle führen, wird auf ewig unsere nationale Schande sein. – Ich fügte dem meine Zustimmung bei.

An diesem Abend herrschte eine Atmosphäre, wie ich sie auf der Abteilung II.A nicht erlebt hatte – und wie sie noch niemand erleben konnte. Ende der Woche oder am Montag ist es zu Ende. Noch hing noch in der Luft, dass morgen – am Freitag – vielleicht doch hingerichtet wird, worauf Alex meinte: „Ich gehe einfach nicht.“

Die zweite Nachmittagsstunde am Freitag, 4. Mai, war vorbei, und das Gefühl, dass wir gerettet sind, hatte schon alle ergriffen. Der Abend war schön, und sogar der Sinn für Humor kehrte zurück: neben revolutionären Liedern sangen wir auch die Räuberballade.

Am Sonnabend, 5. Mai, bekamen wir gekochtes Dörrgemüse zum Mittag. Einige konstatierten: „Die sind ja schon ziemlich am Ende.“

Es war halb eins durch, als wir vom Platz her das Lärmen einer Menschenmenge vernahmen. Dann den Gesang der Nationalhymne. Wir kommentierten das mit den Worten, das sei kein Kampflied. Danach Schüsse. Dann eine Männerstimme aus dem Lautsprecher – wir verstanden kein Wort, aber dem Tonfall zufolge ging es nicht darum, die Menge zu beruhigen, sondern es war ein Aufruf zum Kampf. Wir dachten, das Ganze spiele sich auf dem Platz ab. Erst Jahre später erfuhr ich, dass die Lautsprecher das Geschehen um das Rundfunkgebäude übertragen hatten.

Bald hörte man ein Poltern auf dem Gang – die Gittertür wurde aufgerissen. Alle drängten sich zur Tür, und derjenige, der durch das Guckloch gesehen hatte, rief: „Tschechische!“ Und schon hörten wir das Rufen der tschechischen Wärter: „Wir übernehmen das Gefängnis!“ Begeisterung erfasste uns, und wahrscheinlich umarmten wir uns alle. Jirka und ich waren der Ansicht, dass wir den Sieg nach unseren Vorstellungen feiern sollten, so, wie wir seit Jahren davon geträumt hatten. Wir stellten uns an die Wand, ballten die Fäuste und sangen die Internationale. Alex schloss sich uns nicht an, und wir fühlten, dass es irgendwie nicht das Richtige war.

Die Tür war immer noch verschlossen. Wir riefen den tschechischen Wärtern zu: „Lasst und raus!“ „Wartet!“ Das brachte uns auf. Aus dem Fenster riefen wir: „Lasst die Todeskandidaten raus!“ Wir ergriffen eine Bank und begannen, die Tür aufzubrechen. Als es uns fast gelungen war, ging die Tür auf. Wir liefen auf den Gang. Dann kam ein Mann in Zivilkleidung, ein Richter. „Männer, wir sind frei. Heute schlaft ihr noch hier und morgen geht ihr nach Hause.“ Das rief eine Welle der Empörung hervor, aber am drastischsten war wohl die Reaktion von Mareš. Er hatte seit Jahresende auf der II.A gesessen und war nur dank einer Nichtigkeitsbeschwerde noch am Leben. In dieser Zeit hatte er mindestens zwanzig Hinrichtungen von Zellengenossen erlebt und mindestens zwanzigmal gedacht, dass sie auch ihn holen kommen. Als der Richter nicht weiter mit ihm sprechen wollte, setzte er sich an den Tisch und fing an, Tüten zu kleben. Erst nach einer geraumen Weile gelang es uns, ihn zu beruhigen.

Wir konnten uns frei auf dem Gang bewegen, ich umarmte die Jungen von Zelle 41 und sah mir den gefangenen Regierungsrat und die Wärter an, die in der Hinrichtungszelle zusammengespart waren. Sauer sagte: „*Mein Herz ist rein.*“ Dem Wärter Fuchs, einem der schlimmsten, hatte jemand ein paar aufs Maul gegeben. Zettel zeigten wir, dass wir ihm die Daumen drücken.

Bald erfuhren wir, wie die Dinge stehen. Das Gerichtsgefängnis hatte sich ergeben, die SS im Gestapo-Gefängnis aber noch nicht. Der Ausgang lag in ihrem Schussfeld, und es wurde verhandelt, dass sie den Ausgang nicht unter Beschuss nehmen, solange sie sich nicht ergeben haben. Inzwischen brachten uns die „Kriminellen“, d. h. die Häftlinge aus dem Protektorats-Gefängnis, einen Eimer gekochtes Dörrgemüse. Da wir nicht wussten, was uns nach dem Verlassen des Gefängnisses erwartet, stopften wir uns voll. Ich überfraß mich, obwohl ich wusste, dass man nach der Rückkehr aus dem KZ vorsichtig mit dem Essen sein sollte. Glücklicherweise war das Essen nicht fett, und ich kam mit Magenkrämpfen davon.

Dicht über dem Gebäude kreiste einige Male ein deutsches Flugzeug, schoss und warf eine oder mehrere kleine Bomben ab. Von den Wärtern wollten wir wissen, ob die Amerikaner oder die Russen gekommen sind. Erst nach einigem Nachfragen

erfahren wir, dass es einen Aufstand gibt und wir zu wenige Waffen haben.

Gegen sieben ließ man uns frei, nachdem man vorher allen eine Bescheinigung ausgestellt hatte. Auf dem Gang vor der Gittertür stand die Patočková und küsste jeden von uns. Wir schritten über den Gang auf den Ausgang zu, die Fensterscheiben waren zerborsten, in den Fenstern der Gestapo-Zellen drängten sich Menschen, die begeistert aufschrien, als sie uns sahen. Wir grüßten mit erhobener Faust. Da sah ich SS auf uns zukommen. Einen Augenblick lang packte mich die Angst, bis ich bemerkte, dass sie eine weiße Fahne trugen; es waren die Parlamentäre, die von den Verhandlungen zurückkehrten. Ihr Blick war hasserfüllt, als sie an uns vorbeigingen, aber es war ein anderer Hass als der, den ich sonst in diesem Gebäude erlebt hatte.

Draußen warteten schon Jarka, Jiřina, Frau Preiningerová und andere. Aus Furcht vor weiteren Flugzeugen gingen wir erst einmal in den Keller des Hauses, wo die Familien der Wärter wohnten. Zuvor hatte eine deutsche Bombe einen tschechischen Parlamentär getötet, und die Druckwelle hatte Jarka zu Boden gerissen, weiter war zum Glück nichts passiert. Von Jirkas Mutter erfuhren wir, dass es in Theresienstadt am Mittwoch noch Hinrichtungen gegeben hatte.

Vier der zum Tode Verurteilten aus dem Prozess Jakovenko und Co. hatten also überlebt. Überlebt hatten auch die Patočková, Míla in Theresienstadt, Mirek Kotulán in Bernau und Jarda in Freiheit in der Illegalität. Nicht überlebt hatten leider die, die uns mit ihrem Geld gerettet hatten. Als Zander feststellte, dass Dvořák nicht unter den Verurteilten war, holte er ihn aus der Anstalt Kosmonosy heraus und ließ ihn in Theresienstadt ohne Urteil erschießen. Frau Dvořáková hatte vorgetäuscht, verrückt geworden zu sein. Man steckte sie in den Bunker. Um glaubwürdiger zu wirken, riss sie sich die Kleider vom Leib und schlief nackt auf dem Beton. Sie bekam eine Lungenentzündung und starb.

Dank der Bemühungen der Dvořáks und dank ihrem Geld hatte man uns erst am 21. März vor Gericht gestellt. Bis zum Ende des Krieges blieben da aber noch sieben Wochen, und jeder Tag zählte. Unsere Familien draußen hatten alle Anstrengungen unternommen, um für uns den längstmöglichen Aufschub und nach Möglichkeit sogar eine Amnestie zu erlangen. Die konnte höchstens einer von uns bekommen, der Hauptkampf richtete sich auf jeden Tag. Das meiste erreichte Jirkas Mutter für uns. Der Dramatiker Jaroslav Kvapil hatte ihr einen Tipp gegeben. Sie wandte sich an eine Angestellte beim Sondergericht, eine Frau Mazalová. Diese Prager Deutsche, obgleich wohl keine überzeugte Antifaschistin, war bereit, Menschen in Not zu helfen. Als Bellmann ihr das Urteil zum Abtippen gab, verlegte sie es und erledigte ihre Aufgabe erst nach Ermahnung. Dadurch gewannen wir die eine Woche, die wahrscheinlich für unsere Rettung entscheidend war.

So wurde ich eine Woche vor meinem 24. Geburtstag zum zweiten Mal geboren. Dank des Zusammentreffens mehrerer Zufälle – der Aufnahme in den Prozess mit den Dvořáks, ihrer Aktivitäten, der Bestechlichkeit des Nazistaatsanwalts, der Bemühungen von Frau Preininger, der Hilfe von Frau Mazalová. Und schließlich dank des (für uns) rechtzeitigen Endes des Zweiten Weltkriegs in Europa.

Am fünften Mai endete meine achteinhalb Monate dauernde Zeit in den Gefängnissen von Pankrác, dieses kurze, aber dramatischste Kapitel meines Lebens. Dort

erfuhr ich am eigenen Leib die nationalsozialistische Unmenschlichkeit, begegnete der Armseligkeit kleiner Menschen, die in eine schwere Lage geraten waren, lernte aber auch die Wärme der Solidarität von Menschen kennen, die sich in der gleichen Lage ihren Charakter bewahrt hatten. Mit vielen hatten wir uns das Versprechen eines Wiedersehens nach dem Krieg gegeben. Aber das waren Illusionen. Zwei Treffen mit Tonda Karlík, einige mit Pepík Koudela, je eines mit Zdeněk Bodský, Jarda Vyhnaněk, Karel Pejpa, ein Brief an Mudra. Jeder ging seiner Wege.

Der Aufstand

Über die Pankrác Höhe und Michle ging ich mit Jarka nach Hause, nach Spořilov. Unterwegs nahm ich zum ersten Mal wahr, dass alles grün ist und der Flieder blüht. Als ich in der Zelle einmal den Satz hörte „draußen grünt schon das Gras“, hatte ich die Zeichen des beginnenden Frühlings in einer gewissen Abwehrlung des Organismus unwillkürlich ignoriert.

Zu Hause stellte ich fest, dass meine Cousine Věra mit ihrem Mann Jenda und dem vierjährigen Sohn bei uns wohnten. Wir umarmten uns, und bald darauf kam fast die ganze Straße zur Begrüßung, jeder brachte etwas zu Essen.

Wir saßen unablässig am Radio und hörten die Erklärungen des Tschechischen Nationalrates und die Sendungen der BBC. Die in Russisch und Englisch gesendeten Aufrufe an die alliierten Armeen beunruhigten uns. Irgendwann gegen Mitternacht rief der Rundfunk alle Männer auf, sich bei den Militärkommandanturen zu melden. Zusammen mit Jenda gingen wir in die Spořilover Schule; er meldete sich als Soldat, ich als Zivilist. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, mich als Soldat zu melden; ich hatte im Leben noch kein Gewehr in der Hand gehabt, außerdem war mein einer Arm halb gelähmt. Jeder bekam die Uhrzeit gesagt, zu der er erscheinen sollte. Auf dem Rückweg meinte Jenda im Vertrauen: „Weißt du, mir gefällt das nicht, irgendwie kommt es mir illegal vor. Wenn ich wüsste, dass alle hingehen, würde ich auch, aber...“ Als seine Stunde heran war, ging er los, kam aber nach einer Viertelstunde wieder zurück, denn auf der Straße werde angeblich geschossen und jemand habe ihm gesagt, dass alle nach Hause gehen sollen.

Ich trat meinen Dienst allerdings auch nicht an; gegen Morgen war ich eingeschlafen, und Jarka ließ mich schlafen. Als ich aufwachte und merkte, wie spät es schon war, meinte sie: „Ich bitte dich, du hast schon genug getan, was sollst du da?“ Mir wurde bewusst, dass ich nicht einmal eine Schaufel hätte halten können. Deshalb ging ich am Nachmittag zum Luftschutz und fragte einen Unteroffizier, den ich kannte, ob er nicht eine Verwendung für mich hat. Er hatte keine. Und so verbrachte ich, abgesehen von kleinen Spaziergängen durch die Straßen von Spořilov, meine Zeit am Radio.

Am Montag, 7. Mai, erfuhren wir nachmittags, dass Deutschland kapituliert hatte. Deshalb gingen wir ruhig schlafen. In der Nacht weckte uns ein Läuten an der Tür, und zwei Jungen überbrachten die Nachricht: „Alle Männer über 18 Jahre haben sich bis vier Uhr auf dem Platz einzufinden. Wer nicht erscheint, wird erschossen. Spořilov hat kapituliert.“ Ich wollte mich im Schornstein verstecken, aber der war modern und zu schmal. Also schloss ich mich den anderen an. Ich hatte meine Kennkarte dabei (die hatte mir die Gestapo nicht abgenommen) und behielt ständig

die Mütze auf, um mit meinem kahlrasierten Schädel nicht aufzufallen. Ungarische SS-Männer führten uns in Richtung Pankrác. Es war ein hässliches Gefühl, beruhigend war aber, dass das nicht der Typ SS war, den ich aus Pankrác kannte. Die hier benahmen sich wie gewöhnliche Soldaten, denen schon alles zum Hals raushängt.

Wir wurden in die Straße U zelené lišky geführt. An der Straßenecke lagen einige Tote. Sie sperrten uns in ein Haus, in dem wir den Tag und die Nacht verbrachten. In der Nacht setzten die Deutschen eine Schule in Brand, in der sich ein Waffenlager befand. Das Haus wurde mehrere Male von der Explosion erschüttert, und in der Straße flogen die Kugeln aus der detonierten Munition umher.

Am Morgen des 9. Mai herrschte Ruhe. Von den Deutschen keine Spur, und so machte ich mich mit unserem Nachbarn Sýkora auf den Weg nach Spořilov. Gegen sieben kamen wir zu Hause an, Jenda traf kurz nach uns ein. Věra beschwerte sich, dass Jarka gleich am Morgen, nachdem die Deutschen verschwunden waren, mit einigen Freunden weggegangen war. Ich frühstückte und machte mich auf den Weg zu Alex.

Unterwegs von Spořilov in Richtung des Gaswerks Michle sah ich plötzlich einen dicht mit Soldaten besetzten deutschen Panzer auf mich zukommen. Sie mussten mich gesehen haben; wegzulaufen erschien mir gefährlich. Die Angst währte nur einen Augenblick, dann bemerkte ich das Laken am Turm – die weiße Fahne. Dahinter folgte noch ein Militärauto voller Soldaten und Zivilisten. Sie flohen vor der Roten Armee. Zweimal wurde ich von Posten der Barrikadenkämpfer kontrolliert – Zivilisten in Schlosseranzügen mit der Trikolore am Ärmel und dem Gewehr über der Schulter.

Aus dem Tschechischen von Regina Lachmund